

Welchen Jugendlichen begegnen wir? Mit welcher Absicht?

Mein beruflicher Kontext ist der eines wissenschaftlichen Mitarbeiters an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster. Ich begegne dort Studierenden vor allem in meinen Lehrveranstaltungen in den Fächern „Pastoraltheologie“ und „Religionspädagogik“ im Grund- und Hauptstudium, aber auch in vielen anderen Zusammenhängen: in Sprechstunden, in Prüfungen, in Gremien, in Dienstbesprechungen, aber auch bei besonderen Veranstaltungen wie Abschieds- oder Antrittsvorlesungen, Gottesdiensten, Feiern oder einfach zwischen-durch in der Bibliothek, auf dem Gang, auf dem Weg zur nächsten Veranstaltung...

Bevor ich die Frage zu beantworten versuche, welche Jugendlichen es sind, denen ich begegne, gehe ich zunächst auf die Absicht ein, mit der ich ihnen begegne – diese Frage ist nämlich im Kontext unseres Symposiums zur Jugendpastoral viel einfacher zu beantworten (zumindest scheint es so): Ich begegne ihnen nicht in pastoraler, sondern in pädagogischer Absicht. Ich will ihnen etwas beibringen, oder wahrscheinlich angemessener formuliert: Ich will die Voraussetzungen dafür schaffen, dass sie etwas lernen im Bereich der praktischen Theologie, dass sie Wissen und Kompetenzen erwerben, die sie als angehende Theologinnen und Theologen brauchen. Die Jugendpastoral kann hier als Thema ins Spiel kommen, aber Seminare zum Thema „Jugendpastoral“ sind selbst keine Jugendpastoral – auch wenn dort Methoden vorkommen können, die auch in der Jugendarbeit verwendet werden.

Oder vielleicht doch? Immerhin geht es in den verschiedenen Begegnungen an der Universität doch auch um die Begleitung der Studierenden in einer Lebensphase, in der Wichtiges auf der Tagesordnung steht: die berufliche Orientierung, das Zurechtfinden an einem neuen Ort, das Knüpfen neuer Beziehungen, die (weitere) Loslösung vom Elternhaus, vor allem aber auch – und dies gerade im Theologiestudium – die Auseinandersetzung mit existenziellen Lebens- und Glaubensfragen, vielleicht sogar ausgelöst durch die zunächst distanziert-wissenschaftliche Befassung mit theologischen Themen. Auch wenn an der Hochschule die kognitive Beschäftigung mit der Theologie im Vordergrund steht, steht die existenzielle Dimension, die mich und meine Identität ausmacht und umtreibt, immer mit im Raum. Ob ich es will oder nicht, ob ich es explizit reflektiere oder nicht, als Dozent an einer theologischen Fakultät gebe ich gegenüber den Studierenden immer auch ein Beispiel ab, wie ich in

meinem Glauben und aus meinem Glauben heraus mit theologischen Fragestellungen umgehe, und wie ich mit den Studierenden selbst umgehe. Insofern steckt dann doch ein (jugend-)pastoraler Anteil, selbst wenn er gar nicht als solcher intendiert sein sollte, auch in der sich vornehmlich von der Wissenschaft her definierenden Dozententätigkeit.

Damit komme ich zur Frage, *welchen* Jugendlichen ich an der Universität begegne. Kann man bei den Studierenden überhaupt noch von Jugendlichen sprechen? Altersmäßig liegen die meisten im Zeitraum von Anfang bis Mitte zwanzig. Im engeren Sinn sind es also keine Jugendlichen mehr, wenn man „Jugendliche“ im Sinne des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG, §7) versteht. Jugendliche sind nach dieser Festlegung zwischen 14 und 17 Jahren alt, also noch nicht volljährig. Das KJHG beendet seine Zuständigkeit aber nicht mit dem Zeitpunkt der Volljährigkeit mit 18 Jahren, sondern es spricht beim Alter von 18 bis 26 auch von jungen Volljährigen bzw. allgemein von jungen Menschen („wer noch nicht 27 Jahre alt ist“). Bis zum Alter von 27 Jahren fällt man also, gesetzlich gesprochen, in den Zuständigkeitsbereich von Jugendhilfe, Jugendarbeit und somit auch Jugendpastoral.

Mit diesen Überlegungen stecke ich schon mitten in der Abgrenzungsproblematik: Bis wann genau geht eigentlich die Jugend, wie lange ist man Jugendlicher und damit auch Adressat der Jugendarbeit und Jugendpastoral? Die rein juristische Definition kann sicherlich in der Praxis nur einen Anhaltspunkt liefern – man hört nicht zu einem bestimmten Stichtag auf, junger Mensch zu sein. Je nachdem, welchen theoretischen Blickwinkel ich einnehme, werde ich auch zu unterschiedlichen Definitionen kommen, wann Jugend beginnt und wann sie aufhört, und ich werde unterschiedliche Phänomene beschreiben: Aus biologischer Sicht spreche ich von „Pubertät“, vielleicht auch von der „Reifung des Gehirns“, aus psychologischer Sicht von „Adoleszenz“, aus soziologischer Sicht komme ich zu vielleicht noch weiteren Unterteilungen. Ohne mich in diese Thematik vertiefen zu wollen, will ich an dieser Stelle feststellen, dass es schwierig ist, von *der* Jugend als wohldefiniertem Begriff zu sprechen, und dass die Notwendigkeit, immer feinere Unterscheidungen der Lebensphasen zu treffen, die Differenziertheit und Komplexität der Vorgänge unserer Gesellschaft widerspiegelt. Betrachtet man – pragmatisch gesehen – den Zeitraum der Jugend als die Zeit der Ausbildung und Vorbereitung auf einen Beruf, so gehören die Studierenden, denen ich an der Universität begegne, ganz klar mit dazu.

Was lässt sich über sie sagen, wie lassen sie sich charakterisieren?

1. Zunächst einmal stellen sie natürlich eine hochgradig selektierte Gruppe dar, einmal hinsichtlich ihres Bildungsniveaus und dann vor allem ihres Studienfachs, der (katholischen) Theologie. Trotzdem sind diese Studierenden keine homogene Gruppe, von meinem Eindruck her treffe

ich – sogar im Vergleich zu anderen Studienfächern – sehr unterschiedliche Charaktere an. Dies bedeutet nicht, dass es nicht auch immer wieder Typen gibt, die man schon aus der eigenen Studienzeit zu kennen meint, wie den traditionell katholisch sozialisierten, während des Studiums noch lange in seiner Heimatgemeinde engagierten Oberministranten (oder heute eher: Oberministrantin), die aus der Jugendarbeit der KJG, der Landjugend oder den Pfadfindern kommende Jugendleiterin, den an den alten Sprachen oder der Philosophie interessierten Wissenschaftler,... Insgesamt aber hat, so scheint mir, die Pluralität der Lebens- und Glaubensstile bei den Theologiestudierenden noch zugenommen, und zwar gerade in die Richtung solcher Typen, die nicht unbedingt eine große Affinität zu kirchlich geprägter Religiosität haben. Dies führt zu einer zweiten Beobachtung:

2. Der Prozentsatz derer, die keine religiöse Sozialisation im klassisch-kirchlichen Milieu erfahren haben, scheint zuzunehmen. Vielen mangelt es oftmals bereits an religiösem Grundwissen; man kann nicht davon ausgehen, dass alle Theologiestudierenden selbst (in der Sekundarstufe II) am Religionsunterricht teilgenommen haben – zumindest gilt dies für eine Fakultät wie Münster mit ihrem hoch diversifizierten Studienangebot in katholischer Theologie. Das Phänomen, auf das der Synodenbeschluss zum RU in den 70er Jahren noch mit einem gewissen Neuigkeitswert aufmerksam machte, nämlich dass man von den Schülerinnen und Schülern im RU nicht unbedingt mehr eine traditionelle religiöse Sozialisation und religiöses Grundwissen erwarten kann, gilt mittlerweile auch für die Ausbildungssituation an den theologischen Fakultäten: Viele Studierende kommen nicht mehr aus dem „inner circle“ kirchlich geprägter Kreise und müssen früher fraglos voraussetzbare Basiskenntnisse erst erwerben bzw. nachholen. (Oft gilt dies leider auch für allgemeine intellektuelle Fähigkeiten der Textrezeption und -produktion.) Aber sie sind auf der Suche nach Antworten auf existenzielle Fragen – manchmal aber vielleicht auch nur nach einem (zusätzlichen) Studienfach, das ihre Anstellungschancen z.B. im Lehramt verbessert. Damit bin ich bei einer dritten Beobachtung:

3. Die aktuelle Generation der Studierenden schaut mit Sorge auf die eigene vor allem berufliche Zukunft. Dies gilt ganz allgemein, und für Studierende der Geisteswissenschaften und der Theologie, insbesondere für die Lientheologinnen und -theologen, gilt es in noch verstärktem Maße – angesichts der Situation auf dem (kirchlichen und theologischen) Arbeitsmarkt wird man dies auch keinen übertriebenen Pessimismus nennen dürfen. Die Unbeschwertheit und das Ausprobierenddürfen, das vielleicht früher für die Studienzeit typischer war, ist nicht mehr in gleicher Weise vorhanden; ein Druck, möglichst schnell und mit einem möglichst guten Abschluss fertig zu werden, macht sich deutlich bemerkbar. (Hochschul-)politisches Engagement nimmt weiter ab und wird nur noch von einer Minderheit betrieben. Ich will keineswegs behaupten, die

Studierenden seien unkritisch oder es fehle ihnen grundsätzlich an gesellschaftlichem (oder auch theologischem) Problembewusstsein. Dies führt jedoch nicht, zumindest bei den meisten nicht, zu einem auch nach außen hin erkennbaren Engagement, sondern die Verhältnisse werden relativ brav so akzeptiert, wie sie sind. Nach außen hin ist hingegen bei vielen eine konsumorientierte Haltung festzustellen: Lehrveranstaltungen oder Referate sollen interessant und unterhaltsam sein, es soll dem Publikum etwas geboten werden. Statt Mitgestalten ist das Konsumieren gefragt.

4. Im konkreten Studienbetrieb münzt sich dies aus in einer Tendenz zum Weg des geringsten Widerstands: Ich soll als Dozent möglichst genau angeben, auf welche Texte, welche Seitenzahlen und Kapitel sich das Referat, die Hausarbeit, die Klausur beziehen soll. Eigenständiges Arbeiten wird weniger stark eingefordert; vielmehr will man sich sicher fühlen können, wenn man sich eng an die Vorgaben hält. Dazu ein Beispiel, das mir Maria Kassel, emeritierte Professorin an der Münsteraner Fakultät, erzählte: In den 70er und 80er Jahren forderten die Studierenden die selbständig zu konzipierende und zu verfassende Hausarbeit als Möglichkeit des Leistungserwerbs, in Abgrenzung von der Klausur als einer als autoritär empfundenen Form der Leistungsüberprüfung. Heute ist es umgekehrt: Die Studierenden sind froh, wenn sie eine Klausur schreiben können statt einer Hausarbeit, weil es dabei scheinbar nur darauf ankommt, den Stoff wiederzugeben, während die selbständige Erarbeitung eines Themas ihnen viel aufwändiger und vielleicht auch riskanter erscheint.

Damit ich nicht missverstanden werde: Ich will damit nicht klagen über eine allgemein passivere und konsumorientierte Studierendengeneration und ihr moralische Vorwürfe machen. Denn zu berücksichtigen ist, dass sich der Studienbetrieb, so nehme nicht nur ich es in Münster wahr, durch die Bologna-Studienreformen mit der Einführung von Modulen, des Leistungspunkte-Systems und der Bachelor-/Master-Abschlüsse derzeit massiv verändert in Richtung einer starken Verschulung des Studiums. Neben auch positiven Aspekten oder Chancen des Bologna-Prozesses, die an dieser Stelle nicht zu diskutieren sind, haben sich die Ansprüche und die Belastung der Studierenden heute deutlich erhöht. Sie gleichen in der Bologna-Logik Büroangestellten mit einer 40 (oder mehr)-Stunden-Woche und vier Wochen Urlaub im Jahr. Dass unter diesen Umständen ein möglichst effektiver Umgang mit den Studien- und Prüfungsaufgaben gesucht und kreative Umwege eher vermieden werden, wird man niemandem vorhalten können.

5. Ein letzter Punkt, den ich nennen will: Studierende haben heute eine starke Affinität zu den Möglichkeiten, die Computertechnik und Internet bieten. Dabei ist allerdings die einfache email für viele nicht mehr das Kommunikationsmittel der Wahl, so wie sie es für meine Generation (mittlerweile geworden) ist; oft warte ich lange auf Antwort, wenn ich

Studierenden eine email schreibe. Studierende sind heute User des Web 2.0, sie nutzen Plattformen wie StudiVZ oder facebook, um miteinander zu kommunizieren, sich zu vernetzen, aber auch, um sich im Netz zu präsentieren. Ein hohes Kommunikationsbedürfnis drückt sich auch in der starken Nutzung mobiler Telefonate und SMS aus. Ich vermute dahinter einen Wunsch nach Gemeinschaft und Zusammenhalt, den ich auch sonst beobachte: Vermehrt bemerke ich das Bedürfnis, Dinge gemeinsam zu machen und dabei niemanden auszugrenzen. Insgesamt scheint mir die soziale Kompetenz bei den Studierenden heute zugenommen zu haben.

Als kurzes Fazit ziehe ich aus diesen Beobachtungen der heutigen (Theologie-)Studierenden, dass ihre Situation keine einfache ist und in vielen Fällen der Begleitung und Beratung bedarf. Sie werden in ihrer späteren Tätigkeit in Pastoral, RU, kirchlicher Bildungsarbeit u.v.m. wichtige Multiplikatoren von Glaube und Theologie sein, denen schon allein daher bereits in ihrer Ausbildungsphase eine hohe Aufmerksamkeit durch die Pastoral gebührt.